

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 211. Bromberg, den 15. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Den harten Knall der schweren Pistole hatten selbst die Doppeltüren nicht dämpfen können. Vom Laufburschen bis zum Prokuristen drängte sich alles ins Chefzimmer.

Zu helfen war da nicht mehr. Man legte den Körper auf den Teppich.

Dann entdeckte einer den vergilbten Brief.

„Mein Innigstgeliebter!

Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welche Freude…"

Der Prokurist unterbrach ihn. Solche Worte gehörten nicht der Öffentlichkeit. Der Prokurist war immer peinlich korrekt — in der Öffentlichkeit.

Ein mageres Schreibmaschinenfräulein seufzte: „Wie romantisch! Das Letzte, was er gelesen hat, war ein alter Liebesbrief seiner Frau! Wie man sich doch in Menschen irren kann!"

Der Prokurist ließ den Brief wieder in einen Umschlag legen und zusiegeln. Auf alles andere mochte der Konkurskommissar Beschlag legen. Auf diesen Brief hatte nur Frau Herma Hasenauer ein Recht. Schließlich mußte er jetzt sowieso zu ihr hinausfahren. Gut, daß der Chef ein Auto hatte!

Inmitten des Tumults betrat Wernoff die Bank.

Man bedauerte und teilte ihm den traurigen Vorfall mit. Wernoff nickte und ging wieder weg.

Vor der Tür stand sein Auto. Er stieg ein und sagte zu Jan: „Nach Hause!" Genau so, wie er es stets nach der Börse in Amsterdam gesagt hatte.

Jan legte die Hand an die Kappe und schaltete ein. Er hatte nichts anderes erwartet, nachdem sein Herr schon im Laufe des Vormittags die Koffer auf das Auto hatte schnallen lassen. Im Gegenteil, er hatte aus eigenem Antrieb den Reservetank mit Benzin füllen lassen und neue Zündkerzen eingeschraubt. Auf Jan konnte man sich verlassen.

Die Straße nach Amsterdam führt durch Hadersdorf. So kam es, daß bald nach Wernoffs Auto der Wagen Hasenauers dieselbe Strecke fuhr. Drinnen saß der Prokurist Hasenauers und fuhr zu Frau Herma.

Tränenlos und unbewegt vernahm sie die Botschaft. Erstaunt blickte sie aber auf, als sie die Worte hörte: „Möge es Ihnen, gnädige Frau, in Ihrem Schmerz zum Trost dienen, daß Ihr Gemahl noch im letzten Augenblick an Sie gedacht hat. Vor dem entscheidenden Schritt las er noch einen Brief, den Sie ihm in der Brautzeit schickten."

Frau Hasenauers Augenbrauen gingen unmerklich hoch. Sie wußte genau, daß sie ihrem Bräutigam niemals geschrieben hatte. Er war ja stets in Wien gewesen. Außerdem war ihr Verhältnis zu ihm nicht so gewesen, daß ihr Herz sie zum Briefschreiben veranlaßt hätte.

„Ich habe den Brief versiegeln lassen und lege ihn in Ihre Hände zurück."

Frau Hasenauer neigte dankend das Haupt.

Als er weg war, riß sie den Umschlag auf.

Einen Blick warf sie darauf, und sie wußte, was sie in den Händen hielt. Sie hatte den jammervollen Schlag nicht vergessen, den ihr der Empfang dieses Briefes einst versetzt hatte.

Woher war dieser Brief wieder aufgetaucht? Gerade heute!! Und in der Hand ihres Gatten?? Was hatte Friedrich Hasenauer mit diesem Brief zu tun? An dem Tage, da er sich erschoß?

Das war kein Zufall! Zuviel Zufall gab es im Leben nicht! Im letzten Augenblick hatte er diesen Brief gelesen!

Warum hatte er ihn wieder hervorgeholt?

Und wenn er ihn hervorgeholt hatte, warum hatte er ihn aufgehoben?

Ihre Gedanken jagten. Sie mußte sich festhalten. — Hasenauer war doch Adjutant gewesen. Die Post — — ging durch seine Hände — — Sie ahnte fürchterlichen Verrat.

Und noch war des Grauens kein Ende!

Wenn es wahr wäre, was sie ahnte, dann hätte er doch den Brief vernichtet.

Natürlich! Wer hebt den Beweis seiner eigenen Schuld auf?

Sicher nicht Hasenauer — der Schlaue, der die Spuren seiner Ränke verdeckte wie der Fuchs.

Er hatte ihn nicht hervorgeholt! Nein — — der Brief war ihm zugesandt worden! — — Und dann hatte er sich erschossen — aus Angst? Aus Verzweiflung? Aus Reue . . .?

Und der ihn gesandt hatte, das konnte doch nur einer sein!

Nur einer! Und der mußte leben! Er lebte!

Er war also doch — — —

Die Erzieherin fand die Ohnmächtige halb im Zimmer, halb noch auf der Terrasse und trug sie mit dem Dienstmädchen ins Haus. —

XXIV.

Die große Leere.

In langsamen Tagesreisen fuhr ein stiller Mann durch die herrliche Schönheit der österreichischen Lande.

Was mit Wernoff geschehen war, seit er das Bankhaus in der Neuthorgasse verlassen hatte, begriff Jan nicht. Aber Wernoff war nicht mehr zu erkennen. Alle Eigenschaften, die früher so unendlich charakteristisch gewesen waren, zeigten eine tiefgehende Wandlung.

Früher hatte er wenig gesprochen. Nun sprach er überhaupt fast gar nichts mehr. Und doch war sein jetziges Schweigen weniger hart und abweisend als seine frühere Kürze. Es lag eher ein Stück gleichgültiger, matter Entsagung darin.

Manchmal lenkte er seinen Wagen selbst. Das schien ihm noch einige Freude zu machen. Aber auch dabei fiel die Veränderung auf. Ehedem hatte er stets zu Jan gesagt: „Setzen Sie sich in den Wagen. Ich lenke selbst."

Nun sagte er:

„Jan, rücken Sie auf den anderen Sitz."

So blieb Jan vorne neben ihm sitzen und sah mit Verwunderung, daß sein Herr, der früher stets so rasch gefahren war, als die Straße es zuließ, nun ruhig und langsam fuhr, als ob er niemals „über hundert gemacht" hätte. Sechzig bis siebzig, darüber ging Wernoff nicht hinaus, und kam ein Hindereis, so fuhr er im Gehtempo.

Ganz in Gedanken vergaß sich Jan einmal und machte eine Bemerkung über die Gegend. Scheu sah er seinen Herrn von der Seite an, wie er es auffassen würde. Aber dieser nickte. Er stimmte Jans Bemerkung zu.

Von nun an sprach Jan öfters. Erst nur kurze Sätze, dann länger. Und Wernoff hörte zu. Er antwortete allerdings in der denkbar kürzesten Weise, oft nur durch eine Bewegung, aber die Antwort bezog sich stets nur auf den Inhalt des Gesprochenen, und nie lag eine Abweisung des Gesprächs darin.

Manchmal hielt Wernoff bei einem Bauerngehöft und erbat ein Glas Milch. Dann setzte er sich auf die Bank vor dem Hause und hörte geduldig die Erzählungen des Bauern oder der Bäuerin über die schlechten Zeiten an. Er, der stets Gehetzte, hatte plötzlich für alles Zeit.

An sein Geschäft in Amsterdam schien er gar nicht zu denken. Kein Brief und kein Telegramm ging dahin ab.

Vor einem Bauernhaus spielte der kleine Sohn des Bauern, ein putziges Kerlchen von etwa drei Jahren. Er ließ sich nicht abhalten und kroch auf Wernoffs Knie, um mit dessen Uhr zu spielen. Wernoff machte die Uhr los und schenkte sie ihm.

Jan erkannte seinen Herrn nicht mehr, so müde und menschlich war er geworden.

Kurz vor Salzburg hatten sie einen leichten Unfall, der sie zwang, eine Schraube zu erneuern. Vorsichtig fuhren sie bis zur nächsten Mechanikerwerkstätte. Aber der Geselle des Mannes war krank, und der Meister selbst hatte keine Zeit. Wernoff bat zur größten Verblüffung Jans um eine Arbeitsbluse, stellte sich selbst an eine Drehbank, drehte die Form ab, schnitt das Gewinde hinein und feilte den Kopf zurecht. Jan traute seinen Augen nicht. Aber die Schraube paßte.

Sie fuhren über München, bogen wieder zur Donau hinauf und folgten dann dem Rhein bis Holland.

„Nun wird er wieder der Alte werden," dachte Jan. Aber es kam anders.

Wohl besuchte Wernoff am nächsten Tage seine Bank, aber er blieb dort nicht lange.

Er sah die Post durch. Darunter war auch ein Scheck auf zehn Millionen holländische Gulden, den die Rotschildbank in Wien zurückgesandt hatte. Wernoff rief seinen Stellvertreter und sagte:

„Herr Sluysman, kassieren Sie die Summe ein und erhöhen Sie das Kapital der Bank um fünf Millionen. Eine Million kommt auf mein Privatkonto. Den Rest geben Sie mir in englischen Banknoten."

Dann diktierte er einen Brief an das Bankhaus Woltmann in Wien:

„Wollen Sie den Rest meines Guthabens mit jährlicher Kündigung gegen den üblichen Zinsfuß als Einlage übernehmen? Als Richtschnur diene Ihnen, daß ich nicht die Absicht habe, falls nicht ganz außergewöhnliche Umstände eintreten, diese Einlage vor Ablauf von fünf Jahren zu kündigen."

Damit war das Bankhaus Woltmann in altem Glanz erstanden. Ja, es war zu einer führenden Bank Wiens geworden; denn der Rest des Guthabens betrug 4 900 000 holländische Gulden, und das bedeutete in Wien nun viel mehr als vor dem Kriege zehn Millionen Kronen. — Außerdem trat das Bankhaus bald darauf in enge Beziehungen zur Rotschildgruppe. — —

Wernoff rief vor seinem Weggehen nochmals seinen Stellvertreter.

„Sie behalten auch weiter die Führung der Bank, Herr Sluysman. Ich fühle, daß ich eine längere Erholung brauche. Aber ich bleibe im Land, und wenn es unbedingt nötig ist, rufen Sie mich eben an. Ich werde Sie auf dem Laufenden halten, wo ich mich aufhalte."

Dann wollte er gehen.

Nach zwei Schritten drehte er sich um und reichte dem verläßlichen und fähigen Manne die Hand.

„Ich danke Ihnen für alle Mühe, die Sie sich während meiner Abwesenheit gegeben haben."

Sluysman war so erstaunt, daß er beinahe vergaß, die ausgestreckte Hand zu ergreifen. Ein freundliches Lob von Wernoff war etwas Unerhörtes!

Seinen Privatsekretär entließ Wernoff, stellte ihn aber sofort bei der Bank an. Sein Schreibmaschinenfräulein saß schon längst dort.

Ganz starr vor Staunen waren seine Angestellten, als ihnen angekündigt wurde, daß Wernoff für sie einen Pensionsfond errichtet und selbst 100 000 Gulden darin eingezahlt habe.

Wernoff fuhr von der Bank nach Hause, ließ die Koffer umpacken und fuhr weiter nach dem Haag.

Das pulsierende, jagende Treiben in Amsterdam bedrückte ihn. Er wollte Ruhe haben. Er, der lange Zeit der hetzende Geist von Amsterdam gewesen war! Im Haag, der ruhigsten Stadt von Europa, fühlte er sich wohler. Er mietete eine Villa in Sorgvliet, dem stillsten und vornehmsten Teil des Haags. Er nahm sie, weil sie ganz tief in einem Garten lag, den kein Auge von außen durchdringen konnte. Außerdem war eine Garage und ein Stall dabei.

Zeitig am nächsten Morgen kam er im Reitanzug herunter und fuhr mit Jan nach Amsterdam zur Reitbahn, wo sein Pferd stand. Dann schickte er Jan mit dem Wagen nach dem Haag zurück.

„Ich komme am Abend."

Am Abend ritt er in den Garten seiner Villa ein.

Jetzt begriff Jan, warum im Lauf des Tages ihm unbekannte Bestellungen von Heu, Stroh, Hafer und Häckerling gekommen waren. Er verstand von Pferden nichts, aber sein Herr sichtlich desto mehr. Von ihm lernte er, das Pferd abzureiben, es zu füttern, zu tränken, richtig zu satteln und die Box in Ordnung zu halten. Jan war gelehrig und hatte Tiere gern. Also lernte er rasch.

Aber Wernoff war auch ein geduldiger Lehrmeister. Was Jan nicht begriff, wiederholte er und erklärte es nochmals und deutlicher.

Wernoff ritt nun viel aus. Wenn er nicht ritt, ließ er das Pferd von Jan bewegen.

Besuche empfing Wernoff überhaupt nicht mehr. Er las viel, und öfters als früher hörte Jan die klagenden Töne der Geige. Musik schien Wernoff mächtig anzuziehen. Aber nur ernste Musik.

Zweimal fuhr Wernoff auf kurze Zeit weg. Niemand, auch Jan nicht, wußte, wohin. Wernoff deckte seine Spur gut zu. Die eine Reise führte ihn nach Berlin, die andere nach Paris, nach den beiden Städten, in denen die vor den Bolschewisten geflüchteten Russen sich gesammelt hatten. In jeder dieser Städte gründet er einen Hilfsfond von zwei Millionen Gulden, der die entsetzliche Not unter diesen Flüchtlingen lindern sollte. Er selbst trat dabei nicht in den Vordergrund. Alles machten seine Anwälte. So ehrte der falsche Wernoff das Andenken an den echten. Eine fünfte Million floß in Stücken und Teilen nach Wien. Bald dieses, bald jenes Spital erhielt eine namenlose Spende, dann wieder Lehranstalten und wohltätige Einrichtungen.

Die Tage und Wochen zogen sich dahin, und schließlich hatte Wernoff alle Arbeiten erledigt, die er für sich ersonnen hatte.

Und dann stand er vor dem Nichts, dem kalten, starren Nichts. Die Welt hatte ihm nichts mehr zu bieten, und er hatte nichts mehr zu hoffen. Wonach er mit glühendem und brennendem Verlangen jahrelang gestrebt hatte, das war erreicht. Für nichts anderes war in seiner Seele Platz gewesen, so daß nach der Erfüllung auch nichts mehr darin zu finden war.

Endlich legte er auch die Bücher und die Geige weg.

Es war ja doch nur Selbsttäuschung, um über die Zeit hinwegzukommen.

Dann saß er und starrte ins Leere.

Wernoff, der Rastlose, war ruhig geworden. Aber seine Ruhe war die eines Grabes. Wernoff, der Kraftvolle, war welch und schwach geworden. Er war verbraucht.

Er verspottete sich selbst, um sich zu neuer Tätigkeit zu spornen, und lachte über seinen eigenen Spott. Er flüchtete sich in die körperliche Arbeit. Aber sie befriedigte ihn geistig nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Heimgang in Kärnten.

Skizze von Alfons Haydut.

Dort, wo der Mittagskogl die steinernen Riesen der steilen Karawanken schweigend grüßt, weithin über den Herrgottsgarten Kärntens, dort breitet die Einsamkeit ihren ernsten Ewigkeismantel. Die Menschen sind still geworden in der Ehrfurcht der hoch ragenden Berge, in deren Tälern uralte Sagen blühen.

In der Gesindestube raunte an diesem Abend Mund zu Ohr über den Bauern: Den Alten hält's nimmer. Er ist ein Sterngeher. Er hat die Gipfelsucht. Seit der Sepp unter der Hollenburg im Rosental erschossen worden ist, geht's talab mit dem Hof. Den Bauern aber zieht es bergan.

Die Großmagd weiß seltsame Geschichten von Gipfelgängern, von allerlei merkwürdigen Gebirglern, die in die Bezirke des ewigen Schnees hinaufsteigen, höher und höher, bis sie vor Ermattung zusammenbrechen oder durch einen Fehltritt vom schmalen, unwegsamen Grat abstürzen. Der Knecht aus dem Tirolischen hat einen Bauern gekannt, den trieb das Elend des Tales in die Einsamkeit der Hohen Tauern hinauf. Plötzlich und grundlos war er aufgestiegen. Niemand konnte ihn zurückhalten. Seine Augen trugen schon die Starre des Todes . . .

Der Distelbauer stapft schwer den Hang hinauf. Es ist sein täglicher Abendgang, sein stummes Gebet bei Sonnenerlöschen. Die innere Zwiesprache mit den Stimmen der Ahnen die aus seinem Blute heimliche Reden geben.

Wieder hadert der alte Bauer. Warum das alles? Talab, am großen Klagenfurter Wasser, hat er gestern die lachende, leichte Welt geschaut, das Gelärm und Gequäk der Musikanten gehört, verächtlich weggeblickt vom eitlen Getue der fürnehmen Damen und der Albernheit der Mannsleut'.

Warum das alles? Ist der Sepp für die da gestorben, von der heimtückischen Kugel der serbischen Reiter im Rosental gefällt — damals 1919 im Heimatkampf um Kärnten?

In unsagbarer Verlassenheit klimmt der Alte den Rain entlang. Ihn zieht es nimmer heim. Höher treibt es ihn. Höher. Die Schatten kriechen drohend aus den Tälern, gleich dunklen Nachtgespenstern. Der Gipfel des Kogl aber glüht in schmerzhaftem Rot, als blute er . . .

Aus dem verwitterten Gesicht hebt sich die Hoffnung. Dort oben sein, über allem, hoch oben, ganz nahe den wandernden Wolken, dem Glanze der Ewigkeit!

Aber der Sepp liegt im Tale, im Garten der Schatten, hinter der kühlen Mauer der steinernen Kirche.

Der Distelbauer hält inne. Sein warmer Odem stößt kurz in die kühle, feindlich heranwehende Nachtluft. Halt an, Distelbauer — pocht's inwendig — halt an! Siebenzig Jahre hast du die Last dieser Erd', dein Elendsbündel getragen, Distelbauer — und willst jetzt fliehen?

Drunten der Turm hebt eben seine erzene Zunge, murmelt den Angelus wie schon in den Gezeiten der Ahnen. Bauer, die Scholle ruft dich heim! Ins Tal der Müh' und Arbeit. Ins Tal, dahin wir Menschlein gehören. Zu unserem Acker. Zu unserem täglichen Brote.

Der vom Distelhofe senkt die Augen. Steht beschämt, wie eh' das Büberl vorm Pfarrherrn. Seufzt tief. Seufzt still: Ach, schön, unaussprechlich herrlich ist's, den Blick der Erde abzuwenden, zur Höh' hinauf zu wandern, zu den Sternen. Aber ist das nicht eine Flucht? Eine Flucht vor der Pflicht? Flucht vor der Scholle?

Der müde Bauer strafft sich. Sein Antlitz ist hart geworden, steinern im eben gefaßten Entschluß. Eine Stimme der Ahnen rauscht aus dem Blut: Du gehörst auf den Distelhof. Du bist nicht nur der Ahn — bist auch der Erbe deines gefallenen Sohnes.

Und der Alte fühlt eine ungeahnte Beglückung. Nicht hadert's mehr in ihm. Kein Groll ist mehr da. Der Segen allen Bauerntums seit Urgezeiten leuchtet ihm mild und verheißend von den Sternen, die heller und strahlender denn je um den Kogl aufgehen.

Da beugt der Bauer seinen trutzigen Nacken. Seine ungelenken, schweren Füße wenden sich mit der Bedächtsamkeit der Jahrhunderte. Schlagen dann langsam talwärts, in wunderbarer Sicherheit.

Herüben, über Klagenfurt, tanzen leuchtende Kugeln, steigen bunt und verführerisch, erlöschen hernach in jäher Plötzlichkeit. Vielleicht brennen sie für die eisernen Riesenvögel, die täglich über die Berge glitzern und surren. Vielleicht auch ist dies zauberische Feuerwerk ein Zeitvertreib für die abertausend Gäste des Sees, für die Vergnügen der tollen Nacht dieser Zeit . . .

Dem Alten züngeln die bunten Lichter wie die traurigen Flämmchen des Fegefeuers, wie der Notschrei der unerlösten Seelen.

Ja, der Distelhof braucht seinen Herrn. Mag er auch greisig sein, verlassen und öfters schon müd. Er ist der Erbe der Scholle, auf der Sepp, sein Sohn, verblutete.

Die Sterne bleichen längst überm Mittagskogl. Da ist der alte, einsame Bauer wieder daheim. Angefüllt von der Kraft der Erbscholle, willens, den Segen der Heimat zu erfüllen.

Die Gäule stampfen im Geschirr. Der Leiterwagen rasselt. Über die Stoppeln holpert der Wagen, hungrig der Garben des Feldes, die zur Scheuer wollen.

Der Gluthauch des Tages sinkt in den Abend. Die letzte Garbe ist herein. Das Tor schließt sich auf dem Distelhof im goldenen Licht des Herbstes. „Sepp, alles ist eh' nun heim", — so flüstert der Alte und lächelt still vor sich hin. Der Erntefrieden der Tenne umfängt ihn.

Drunten der Turm hebt eben seine erzene Zunge, murmelt den Abendsegen, wie schon seit den Gezeiten der Ahnen.

Bauer, die Scholle ruft dich heim. Da holt des Alten Herz selig aus zum letzten Schlag.

Der erlösende Schlag.

Skizze von Heinrich Lilienfein.

„Willst du nun noch mit mir hinausrudern oder nicht?" Er stieß die Frage in drängender Heftigkeit aus sich heraus. Den Rücken schroff gegen das Zimmer gekehrt, stand er am offenen Fenster. In stahlhartem, unwirklichem Dämmerlicht dehnte sich der Bergsee, zu beiden Seiten überhöht vom mächtigen Schattenriß der Felswände. In weiter Ferne zuckten erste Lichter.

„Dann laß uns schon lieber noch am Ufer hinwandern!" kam es halblaut, besänftigend, ein wenig müde vom Ruhebett. Mara, lang ausgestreckt, hob den Kopf nicht aus den im Nacken verschränkten Händen.

Er drehte sich kurz um und ging auf die Tür zu. Die straff herabhängenden Fäuste, der schnellende Schritt verrieten seine Erregung.

„Ich komme ja mit, Rolf." Sie richtete sich ohne Hast auf und ließ die Füße auf den Boden gleiten.

„Nach dir keine Ungelegenheiten!" höhnte er über die Schulter, während er stehen blieb. Seine Augen funkelten nach den ihrigen, die groß und verwundert zu ihm herschauten.

„Warum denn gleich wieder so gereizt?" fragte sie langsam, mit kaum durchklingendem Vorwurf.

„Weil es ganz gleichgültig ist, was wir tun oder lassen. Weil das doch alles nur Lügen sind zwischen uns. Jämmerliche Ausflüchte — wie die ganze Reise, die du mir anschwatztest!"

„Aber Rolf! Ich bitte dich!" Nun war sie doch erschrocken aufgestanden und hob die ineinander geschlungenen Hände.

„Gestehen wir's uns doch ehrlich, daß wir mit unserem Latein fertig sind!" Nur mühsam dämpfte er die zornig aufschwellende Stimme. „Besser ein herzhafter Riß als solch endloses, verlogenes Hinzerren!"

Sie zuckte unter den grausam hingeschleuderten Worten leicht zusammen, faßte sich aber seltsam schnell. „So wollen wir nicht miteinander reden", sagte sie mit verhaltenem, bittendem Klang.

„Es ist gar nichts weiter zu reden." Verzerrten Gesichts strebte er vollends zur Tür.

Mara stellte sich dazwischen. „Lieber! Das meinst du ja gar nicht! Das bist du ja gar nicht!" Voll zarter, schonender Besorgnis neigte sie sich gegen ihn.

Rolf suchte sie fortzuschieben. Sie ließ nicht ab. Ihr ruhiger Widerstand, ihre Besonnenheit reizt ihn erst recht.

Wie sie ihm zuwider war — diese überlegene Ruhe! Wie er sie haßte — diese beherrschte Sanftmut! ... Das aufsiedende Blut schuf heißes Flirren vor seinen Augen. Seine Glieder spannten sich ungestüm. Ehe er wußte, daß und wie, fiel seine Hand, traf irgendwohin — auf ihr Haar oder ihre Stirn oder ihre Wange ...

Jähe, lähmende Stille folgte. Er schwankte zurück, hielt die Hand vor die Augen. Da hörte er sein Keuchen; hörte vom See drunten das lautere Plätschern der Wellen ... Er kam zu sich. Vor ihm die Tür war frei. Leer der schon fast dunkle Raum. Drüben, dort — die Tür zu Maras anstoßendem Zimmer wurde eben, beinahe lautlos, zugedrückt. Ohne Aufenhalt, wie fliehend, stürmte er hinaus — durch die Gänge, über die Treppen, aus dem Hotel ...

War eine Stunde, waren zwei oder mehr vergangen? Rolf wußte es nicht, als er mit stockendem, schleppendem Schritt zurückkehrte. Mechanisch drehte er das Licht an. Fremd und einsam blitzte das Zimmer um ihn auf. Er horchte. Nichts rührte sich nebenan.

Das Fenster stand weit offen, wie zuvor. Langsam ging er darauf zu. Sterne funkten am Himmel. Über einem der finster gereckten Bergscheitel schwamm die Mondsichel. Der schweigende See glänzte von irrendem Licht. Lau die unbewegte Luft.

Draußen hatte er sich ausgetobt — weit und weiter die weiße, nächtliche Uferstraße entlang; in blinder, wütender Hast Vorwürfe, Beschuldigungen, Anklagen geschleudert — immer gegen Mara. Die ganzen fünf Jahre hatte er abgerast, seit er und sie — blutjung, in leidenschaftlicher Zuneigung aufbrennend — sich zusammengefunden. Seine nervöse, phantasievolle Beweglichkeit, ihr bedächtig-stilles Wesen — statt sich zu ergänzen, rieben sie sich aneinander. Mit dem Alltäglichen, mit den nüchternen Berufsnöten einer wankenden Zeit wuchsen die Mißverständnisse zu Verstimmungen. Immer wieder, immer vergeblicher suchte der Kampf ihrer gegensätzlichen Naturen im Aufrauschen der Sinne Ausgleich und Befriedigung. Diese kurze Reise, von ihr erdacht, unter Opfern ermöglicht, ein letztes Heilmittel, sollte der kranken Ehe, der hinsiechenden Liebe Genesung bringen ... Bis es kam, wie es gekommen war. Bis ...

Er schwankte vom Fenster fort. Wie unter einem Schlag ... Der Schlag, an den sich zu erinnern er peinlich vermieden hatte; dessen Dasein er mit wilden Anschuldigungen und Vorwürfen übertäubte, stürzte in sein Bewußtsein. Er hatte sie geschlagen!

Jetzt griff er nach der nächsten Stuhllehne, ließ sich mit leisem Stöhnen auf den Sessel vor dem Schreibtisch fallen. Zurückrasend in dieselbe Vergangenheit, die er zuvor ganz anders durchmessen hatte, fand er Bild um Bild verwandelt. Nicht er war das bemitleidenswerte Opfer — sie war die Märtyrerin dieses Leidensweges. Ihre Geduld, ihre Hingebung, ihre Reife hatten seine Unzulänglichkeit, sein unstetes Versagen, seine klägliche Unreife mit beispielloser Nachsicht ertragen. Gerade diese ihre Stärke aber machte ihn immer unerträglicher. In jenem blinden, häßlichen Schlag rächte sich seine Ohnmacht.

Aufspringen wollte er, zu ihr hinstürmen, sich vor ihr niederwerfen. Und blieb doch wie gefesselt, in entsetzter Erkenntnis. Verzeihung? Dafür gab es keine Verzeihung! Wie sollte sie seiner Reue glauben? Wie überhaupt je vergessen? Und wenn sie das Unmögliche versuchte — er, er selbst konnte sich nicht verzeihen! Er, ein Mann, hatte eine Frau geschlagen; mehr noch als sie — sich selber geschlagen. Erschlagen zugleich, jetzt erst und für immer, eine Liebe, nach der er zu spät, wie nach einem in der Ferne entsinkenden, seligen Ufer umsonst die Arme ausstreckte. Kein Wunder trug ihn zurück! Unübersteiglich die Schwelle zwischen ihm und ihr ... Es gab nur Eines. Eines nur noch, mit dem er sühnte und wenn nicht sie, so vielleicht ihre Achtung zurückgewann.

Mit verzweifelter Entschlossenheit kehrte er sich zum Schreibtisch, raffte Papier und Feder. Wieder und noch einmal und zehnmal setzte er an und ab. Dann, als wäre der Bann gebrochen, bedeckte er Bogen um Bogen mit sich hetzenden Buchstaben, mit vernichtenden Selbstanklagen, zusammenhanglosen, fast irren Ausrufungen. Plötzlich stutzte er, zerriß und zerschnitzelte alles, was er geschrieben hatte. Von neuem begann er das gleiche, fiebrige Spiel; es endete wie zuvor. Übrig blieben nur, auf einem letzten Bogen, matt und zittrig hingemalt, die Sätze: „Du kannst mir nicht verzeihen. Ich selber kann's nicht. Nun rudere ich doch hinaus — allein, Mara, mit dem Frühesten. Lebewohl!"

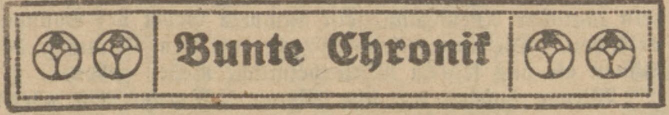
Die Feder war ihm aus der Hand geglitten. Sein Kopf sank und sank. Er zuckte auf, wollte sich aufrichten. Bleierne Schwere hielt ihn nieder. Seine erschöpften, überreizten Sinne schwanden in unwiderstehlichem Schlummer.

Vom Fenster her strich eiskühle Luft. Er fröstelte zusammen, rieb die Augen. Blauweißer, dämmriger Tagschein machte ihn blinzeln. Er tappte, noch schlaftrunken, nach dem Briefblatt, während die ausgelöschten Schrecken sich langsam, unerbittlich wieder in ihm erhoben. Eine Hand kam der seinigen zuvor, sacht über ihn hinweggreifend, und entzog ihm das Blatt.

Jetzt erst erwachte er jäh zu klarem Bewußtsein, warf er sich im Stuhl herum.

Mara stand still und aufrecht hinter seinem Stuhl. Ihre Augen gingen über die Zeilen, die er mit versagender Kraft geschrieben hatte. Er wollte sie ihr entreißen. Mit einem Lächeln von unbeschreiblicher Zartheit schüttelte sie den Kopf, zog sie ihn, wie ein Kind, in ihren Armen an ihre Brust.

Über die schroffgezackten, hohen Bergscheitel schossen Blitze. Der leise bewegte See wurde von ihnen entzündet. Reich und verheißend stieg der Tag herauf — über einer neuen, dauernden Wirklichkeit.



Eine Katze wirkt im Rundfunk mit.

Die Störungen, denen der Rundfunkhörer durch Vorgänge in der Atmosphäre, durch rücksichtslose Rückkoppler oder in der Nachbarschaft arbeitende elektrische Apparate ausgesetzt ist, sind schon zahlreich genug. Man kann daher den Hunderttausenden, die kürzlich den Klängen eines meisterhaft vorgetragenen Symphonie-Konzerts des Londoner Senders lauschten, ihre Empörung nachfühlen, als plötzlich mitten in eine Mozartsche Sonate hinein das langanhaltende klägliche Miauen einer Katze hörbar wurde. Natürlich hagelte es in den folgenden Tagen Entrüstungsschreiben an die Rundfunkleitung. Dort rang man verzweifelt die Hände. War man doch schon seit gut einer Woche eifrig mit der Jagd nach der Übeltäterin beschäftigt, einer Katze, die zwischen allerlei Drähten und Röhren ihr schwer zugängliches Quartier aufgeschlagen, schon manche Probe gestört und nun durch ihre Beteiligung am Symphonie-Konzert allem die Krone aufgesetzt hatte. Da es bisher nicht gelang, der ungebetenen Mitarbeiterin habhaft zu werden, müssen die englischen Hörer noch auf allerlei Überraschungen gefaßt sein.



Bei der Wahrsagerin.



„Ihr Bräutigam betrügt Sie mit einer blonden Dame!"
„Aber ich habe ja gar keinen Bräutigam!"
„Na, sehen Sie — daran ist eben die blonde Dame schuld!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.